

Drei-Monats-Bericht

Beinahe ein ganzes Jahr ist verstrichen, seit ich zum ersten Mal die Luft des indischen Subkontinents schnuppern konnte. Diese Vorstellung ist verwirrend und beängstigend, denn es bedeutet, die Heimreise ist nur noch wenige Tage entfernt. Die letzten Monate war dieser Tag, der ja kommen musste, immer nur ein unbestimmtes Datum – weit hinten im Kalender; nun ist es plötzlich nur noch eine Seite zum umblättern.

In den letzten drei Monaten habe ich noch einmal so viel Neues gesehen und erlebt, dass ich nur ungern das Land verlasse, weil ich das Gefühl habe, es wird immer interessanter, je länger ich hier bin; in kürzerer Zeit kann ich immer mehr erleben und verstehen.

Da unser Wohnort im Koraput Distrikt liegt und zwar auch noch in Semiliguda, ist der höchste Berg des Staates nicht weit. Und da wir jung und unternehmungslustig sind, haben wir uns natürlich schon zu Beginn unseres Aufenthaltes in Orissa gesagt, da müssen wir einmal gewesen sein. So haben Berit und ich uns letztlich gleich zweimal aufgemacht, diese, wohl 1876 Meter hohe Spitze Orissas zu erklimmen und das im schönsten Indischen Sommer. Es war also ordentlich warm; doch da wir in unseren letzten beiden Monaten im Land nur noch die Wahl zwischen Sommer oder Monsun hatten, haben wir uns lieber für ersteres entschieden,

weil wir so unheimliche Dinge über den Monsun gehört hatten, wie zum Beispiel, es würde wochenlang ununterbrochen heftig regnen und der gleichem. Die Fahrt zum Berg – und mehr als halb hinauf – dauerte dann eine gute Stunde länger als wir erwartet hatten, weil die Straße sich wunderbar zwischen den Bergen entlang schlängelte, sodass wir häufiger dachten, falsch abgebogen zu sein. Die letzten 200 oder 300 Höhenmeter mussten wir dann schließlich doch noch kraxeln und konnten nach einer guten halben Stunde im Schweiß unseres Angesichts die gigantische Aussicht



über das Land genießen: von Semiliguda bis zur Ebene von Andhra Pradesh sowie das gut erkennbare NALCO-Gelände hinter den uns bekannten tribal-Dörfern, mit denen WIDA zusammenarbeitet wurden von Fabi, Berit und mir aus drei verschiedenen Blickwinkeln anders zugeordnet – sehr interessant. Auf der abgeflachten Spitze des Berges saß eine tribal-Frau im weißen Baumwollsari in ihr *Puja* vertieft und summt unter monotonem Singsang und kreisförmigen Bewegungen des Oberkörpers Gebete. Überall auf dem Weg zur Spitze sieht man Zeichen für die geplante touristische Erschließung Deomalis: die gut ausgebaute Straße, ein poolartiges Trinkwasserbecken und sehr viele Aussichtsplattformen. Nach dem, was wir gehört haben, protestierten jedoch die tribals gegen dieses Projekt und das scheinbar erfolgreich, denn zu Beginn des steilen Anstiegs ist damit abrupt zu Ende; die touristische Erschließung sieht für Europäer unfertig und abgebrochen aus – was allerdings nicht bedeuten muss, dass die indische Regierung die Pläne zu den Akten gelegt hat. Dafür sieht einfach zu vieles derartig abgebrochen aus, dabei ist meist einfach ein geldbedingter Baustopp der Grund.

Einige Tage darauf ging es für mich in eine andere NGO: PIPAR (Peoples Institute of Participation Action Research) im Dhenkanal Distrikt, die auch unter ODAF (Orissa Development Action Forum) mit den OBC (Other Backward Castes) zusammenarbeitet.

Das war nochmal eine unglaubliche Erfahrung! Ich war die einzige, deutsche Person weit und breit, wurde plötzlich mit dem Kastensystem Indiens konfrontiert, war landschaftlich und klimatisch in

einer völlig anderen Gegend Orissas und noch dazu mitten im tiefstem Busch mit sämtlichen dazuzählenden Tieren des Subkontinents – lässt man die Tiger außen vor.



Ich brauchte ein paar Tage um mich daran zu gewöhnen, zumal keiner der Mitarbeiter mehr als ein paar Worte Englisch sprechen konnte.

Eigentlich war ich gekommen, um ein Beispiel zu bekommen, wie andere NGOs arbeiten; leider gab es jedoch noch keinen neuen Arbeitsplan für die Feld-Mitarbeiter, weil das Geld der deutschen Partnerorganisation EED noch nicht überwiesen war wie geplant. So bin ich mit den Mitarbeitern vorwiegend einfach so in die tribal-Dörfer gefahren, habe mit den Leuten dort geredet und einen kleinen Einblick in ihr

Leben bekommen, was auch nochmal sehr interessant war: im Dhenkanal Distrikt leben nicht die uns schon Bekannten Stämme wie Gadaba, Paraja oder Kondh sondern Santali, Munda und Juanga, wobei die Juanga-Stämme schon einen sehr hinduistischen Lebensstil pflegen und kaum noch ihre ursprünglichen Naturgötter verehren und traditionelle Feste feiern wie bei uns im Koraput-Distrikt. Der gesamte Entwicklungsstand im ländlichen Dhenkanal-Distrikt ist um einiges weiter fortgeschritten – immer im Vergleich zum Arbeitsgebiet von WIDA. PIPAR arbeitet mit gut 50 Dörfern zusammen, von denen 47 bereits an das staatliche Stromnetz angeschlossen sind (bei WIDA sind es vielleicht 15-20%). Insgesamt sind die Menschen dort um einiges moderner und weiter in der Entwicklung, was nicht unbedingt ausschließlich positiv gesehen werden sollte; mir sind diese Unterschiede einfach aufgefallen. Zum Beispiel sind die Dörfer viel großflächiger angelegt, die einzelnen Häuser stehen teilweise sehr weit auseinander, sodass die Dorfgemeinschaft keinen Schutz mehr bieten kann; es wird auf die eigene Familie geachtet und nicht auf das gesamte Dorf. Ich war fast geschockt, dass beinahe jeder Haushalt einen eigenen Fernseher hatte und fast alle jungen Männer ein Mobiltelefon (in Dokriguda gibt es nur eins im ganzen Dorf). Dementsprechend wird leider nur noch wenig Wert auf die alten Traditionen gelegt. In Koraput wird in jedem Dorf und bei sämtlichen Gelegenheiten der traditionelle Tanz *demsha* getanzt und mit selbstgefertigten Musikinstrumenten schlagkräftig unterstützt – in Dhenkanal dagegen mussten wir während eines Festivals lange suchen, bis sich in einem Dorf der Munda-community zwei verstaubte (von PIPAR angeschaffte) Trommeln und ein paar tanzbereite, betrunkene ältere Damen finden ließen, die dann aber auch unheimlich viel Spaß mit ihren alten Gewohnheiten hatten. Um uns herum standen die jungen Männer mit ihren Fotohandys und konnten es kaum glauben, eine Weiße mit ihren alten Verwandten *demsha* tanzen zu sehen. Zwischen den einzelnen Stämmen gibt es wie gesagt genauso Unterschiede wie in Koraput auch: Die Juangas bauen ihre Dörfer ähnlich Haus-an-Haus wie die Kondhs, wobei die Munda und Santali Stämme ihre Häuser ähnlich den Gadaba und Paraja im Gebiet „verteilen“, das Ganze nur in völlig anderen Dimensionen.

PIPAR hat ganz ähnliche Arbeitsbereiche wie WIDA, allerdings gibt es keine Solar- oder Hydro-Projects. Stattdessen wurden in vielen Dörfern tiefe Brunnenschächte für die Trink- und Kochwasserversorgung ausgehoben. Außerdem wurden zusätzlich zu den Selbsthilfegruppen für Frauen, die dort meist mit großen Ziegen- oder Schafherden für das Dorf ausgestattet wurden, auch noch Gruppen für Mädchen und junge Frauen, die sich monatlich mit einer Mitarbeiterin treffen und speziell über ihr Probleme sprechen können. Ein Mitarbeiter kümmert sich außerdem um die „Übersetzung“, also das Verständlich-Machen und Publizieren sämtlicher Regierungsbeschlüsse in Bezug auf die Adivasi, um ihnen ihre Rechte deutlich zu machen; denn es gibt da bereits so einiges, ohne dass die Betroffenen jedoch davon wissen!

Während meines PIPAR-Aufenthaltes gab es ein „cultural-program“ der Santali-Dörfer, bei dem professionell *demsha* getanzt und getrommelt wurde und ein traditionelles *Puja* für die Naturgötter gehalten wurde. Der Syrponch (Bürgermeister) der umliegenden 15 Dörfer wurde allerdings mit dem Auto vorgefahren, während Kamala Khara, meine Gastmutter in Dokriguda, die auch Syrponch ist, überall zu Fuß hinkommen muss.

In Dhenkanal gibt es seit Jahren Probleme mit wilden Elefanten, die Ernten und Häuser zerstören und sogar Menschen töten. 2 Tage vor meiner Ankunft hat ein Bulle nachts ein Haus zerstört – insgesamt vier Menschen sind gestorben, eine Schwangere wurde aufgespießt. Dieser Bulle hat in den letzten drei Jahren 32 Menschen getötet und die Regierung in Form des verantwortlichen *Wildlife Sancturys* hat es bisher nicht geschafft, diesen Elefanten zu betäuben und wegzubringen. Die Angst der Menschen ist so groß, dass sie nach vier Uhr nachmittags nicht mehr aus den Dörfern gehen und teilweise nicht mehr in ihren unsicheren Häusern schlafen.

Ich habe die Zeit bei PIPAR unglaublich genossen, denn ich habe wirklich das Leben der Mitarbeiter richtig geteilt, ohne mich in Gespräche auf Deutsch mit den anderen Freiwilligen zurückziehen zu können. Allerdings habe ich gemerkt, wie wichtig auch das ist, sich nochmal in einer vertrauten Sprache, sei es Deutsch oder zumindest Englisch, über bestimmte Erlebnisse auszutauschen und auch bei Freunden nachfragen zu können. Denn während dieses getrennten NGO-Monats haben wir alle noch einmal völlig andere Erfahrungen gemacht, die aber im Großen und Ganzen wieder ziemlich ähnlich waren. Zum Beispiel haben wir alle viel über Hinduismus gelernt; Berit und ich insbesondere auch über die Rolle der Frauen in Indien, was uns teilweise wirklich geschockt hat.

Anfang Juli haben wir das sogenannte „Car-Festival“ in den anderen NGOs erlebt, bei dem sich der Hindu-Gott Lord Jagannath nach langer Krankheit mit seinen beiden Geschwistern auf eine neun-tägige Reise durch sein Land begibt, um nach dem Rechten zu sehen.

Nachdem ich auf der im Zug zurück nach Semiliguda unwissend meinen ersten Malariaanfall hatte und mich zwei Tage etwas erholt habe, bin ich zu der NGO gefahren, bei der Berit die Zeit verbrachte: SEDP bei Jeypore. Dort sind sogar vier junge, unverheiratete Frauen angestellt! Der Schwerpunkt der Organisation liegt in der Arbeit mit körperlich oder geistig behinderten Adivasi und Dalit. Seit zwei Jahren werden sämtliche „Fälle“ in der Umgebung aufgenommen, anschließend bekommen die Familien Unterstützung und Anleitung im Umgang mit ihren Kindern, außerdem finden regelmäßig Treffen statt und es werden Führungspersonen ausgebildet, die auf höherer politischer Ebene für die Rechte und Bedürfnisse der Menschen eintreten können.

Am 11. Juli waren wir schließlich alle wieder auf unserem Campus in Semiliguda versammelt um Fabians Geburtstag zu feiern, bis auf Sven, der sich in Bissam Cuttack bei Johnny Ohmen mehr gebraucht fühlte. Dabei gab es wieder eine wunderbare indische Torte und ein Großteil der Mitarbeiter kam zum Gratulieren, was immer ein eher kurzes, aber sehr nettes Ereignis ist. Die folgenden Tage verbrachte ich abwechselnd mit Ausruhen aufgrund meiner mittlerweile diagnostizierten Malaria oder auf dem Weg nach Chicalmari, dem Kondh-Dorf in den Bergen hinter Pottangi, um Material für Neubau und Ausstattung der Grundschule – das von Lorenz' Vater ins Leben gerufene Projekt – zu begleiten und abzuladen.

Dann war ich noch einige Male bei Dinesh in Littiguda, der mit seinen Schülerinnen des Abendkurses zum Lesen und Schreiben nach einem Monat zum Kochen eingeladen hatte. Das erste Wort, was die Frauen schreiben lernten, war *Alu*, das Oriya-Wort für Kartoffel. Also kochten nach einem Erntedank-Gottesdienst mit anschließender Versteigerung von gespendeten Dingen alle Frauen verschiedene Gerichte aus Kartoffeln. Es tut jedesmal super gut Dineshs Arbeit zu sehen und sich mit ihm zu unterhalten. Er geht mit soviel positiver Energie an die Arbeit, ist immer offen für Neues und hört zu.

Während dieser letzten Wochen hatte ich ständig das schreckliche Gefühl, mir bleibt nicht genug Zeit hier in Indien... Ich war immer wieder für kurze Zeit in Dokriguda und habe dabei Kamala häufig bei ihrer Arbeit als Syrponch begleitet. Fast täglich muss sie zu Fuß ins Office nach Deopottangi oder sogar die acht Kilometer nach Pottangi um sich um die Belange „ihrer Dörfer“ zu kümmern. Als Frau wird sie dabei nur zu gern warten gelassen, denn die Beamten werden in der kurzen Arbeitszeit, die sie täglich haben, mit Anfragen bestürmt. Viele Formulare, wie Einschulungspapiere, die



die die Adivasi ausfüllen müssen, sind zudem auf Englisch und mit so vielen Abkürzungen gespickt, dass auch ich oft nicht helfen konnte und diese Leute haben niemanden, an den sie sich wenden können... In dieser Zeit kamen auch die neuen Schüler für die beiden Bridge-Course-Camps von WIDA. Dieses Mal sollten trotz eines abgesprungenen Geldgebers sogar drei Klassen geben, wofür der Platz allerdings kaum ausreicht und eine Klasse nun in der Küche der einen Lehrerin leben muss, was für alle Beteiligten auch nicht die perfekte Lösung ist.

Ende des Monats haben wir es dann auch endlich doch noch geschafft, ein paar Tage in dem Guesthouse der Jeypore Church zu verbringen, worüber sich unsere dortigen Freunde sehr gefreut haben. Das Haus hat uns sehr beeindruckt – die Räume und Betten waren riesig, mit schweren Schränken und Kommoden ausgestattet und es gab eine Badewanne!!

Ich habe nach kurzer Zeit allerdings festgestellt, dass das Jeypore, was ich in Erinnerung hatte, doch nicht so besonders groß ist, obwohl es tatsächlich eine Ampel gibt.

Mit Berit, Fabian, Lynn und Christian haben wir dann ein weiteres Mal SEDP/Jeypore besucht und eine Mitarbeiterin bei der Arbeit begleitet.

Nach einer kurzen Nacht zuhause auf dem Campus ging es für Fabi, Lynn und mich morgens schon wieder weiter Fabians NGO Seva Bharati zu besuchen. Das war auch eine der besten Entscheidungen meinerseits, trotz allen Zeitmangels auch noch dieser NGO einen Besuch abzustatten. Ich glaube, wir waren knapp vier Tage dort und es waren definitiv einige der Interessantesten im gesamten Jahr. Sämtliche Mitarbeiter, allen voran der Chef höchstpersönlich, hatten die gesamte Zeit durchgeplant und wollten uns soviel zeigen, wie es nur geht. Die Begeisterung für die eigene Arbeit, die Kultur der Adivasi und vor allem die Wille diese Begeisterung auch bei anderen, z.B. bei uns Besuchern, zu wecken war überall spürbar, das werde ich nie vergessen.

Nach WIDA, PIPAR und SEDP/Jeypore war Seva Bharati nun die vierte NGO unter dem ODAF-Schirm die ich besuchte und mir sind einige Unterschiede auch in Bezug auf den sogenannten Entwicklungsstand (gemessen am Besitz von Luxusgütern wie Mobiltelefonen, Fernsehern und Bildung) der Zielgruppe aufgefallen. Während diese Besitztümer in Dhenkanal im Arbeitsgebiet von PIPAR weitaus mehr vertreten waren als bei uns in der Umgebung von Semiliguda, sah das dort im Kandhamal und Kalahandi Distrikt, in dem Seva Bharati arbeitet nochmal ganz anders aus. Obwohl



ich den allgemeinen Bildungsstandard dort schlecht beurteilen kann, denn ich habe einerseits super funktionierende weiterführende Schulen, aber andererseits auch quasi nicht vorhandene Grundschulen in den abgelegenen Dörfern, in die sich mit hoher Wahrscheinlichkeit kaum ein Lehrer verirrt. Die Dörfer waren meistens noch um einiges weiter ab vom Schuss als im Koraput Distrikt und so von modernen westlichen Einflüssen einigermaßen isoliert. Wir haben dort nochmal eine völlig andere und beeindruckende Kultur der Adivasi (Kutyia und Dongria Kondh) kennen lernen können mit rauschenden Festivals, bei denen sämtliche Stammesmitglieder zusammenkommen und sich nach dem Höhepunkt des Festes triumphierend mit den tapfer erbeuteten, noch warmen blutigen Teilen des geopferten Wasserbüffels auf den Weg in ihre weit verstreuten Dörfer

machen. – Leider konnten wir dieser Tradition nur im Arbeitszimmer des Chefs auf dem ruhigen Campusgelände beiwohnen, was dennoch ganz schön Eindruck hinterlassen hat.

Dafür bekam ich noch die Gelegenheit bei einer „death ceremony“ zuzuschauen, worüber Lorenz und Berit und auch Fabian schon einiges erzählt hatten und so war ich, trotz des natürlichen unschönen Anlasses, froh, auch dieses Ritual einmal erleben zu können. Die Adivasi kennen da dann auch keinerlei Bedenken was Filmen oder Fotografieren angeht und viele ermuntern mich immer alles ganz genau festzuhalten, was mir häufig unangenehm ist und ich nicht weiß, ob ich nicht doch die Privatsphäre der Leute störe, obwohl es oft gerade die am meisten Betroffenen sind, die mich laut dazu auffordern.

Natürlich haben wir auch die Projekte der Organisation gesehen und erklärt bekommen, wie zum Beispiel eine kleine „Fabrik“, in der nun wertvolle Nahrung für Mütter und Kleinkinder hergestellt und abgepackt wird. Dann gibt es noch ein Mini-Hydro-Project in einem entlegenen Dorf der Kutiyakondh, auf das der Chef besonders stolz ist. Nach dem Vorbild des WIDA-Projekts in Putsil wurde dort auf einem Berg ein großes Staubecken gebaut, dessen Wasserkraft Pflanzen gedeihen und das Dorf nachts erstrahlen lässt. Ein sehr interessantes Vorhaben ist der Neubau sämtlicher Häuser in einigen Dörfern: die Dächer sind oval und sollen besser isolieren; zusätzlich sind die Kosten geringer. Leider geht der Bau aufgrund von Transportschwierigkeiten und langsamen Finanzierungsmöglichkeiten etwas langsam voran (ein Eindruck). Die Maoisten sind in der Gegend ein noch größeres Problem als in Koraput. Teilweise werden Shopbesitzer gezwungen tagelang ihre Läden geschlossen zu halten, um Druck auf die Regierung auszuüben, oder es werden wichtige Brücken zerstört, wodurch die Adivasi abgeschnitten sind. In den Jahren 2007 und 2008 gab es gewalttätige Auseinandersetzungen zwischen Hindus und Christen mit vielen Toten auf beiden Seiten, weshalb der Chef der Organisation Pramod Pattnaik mit vielen anderen ein gemeinsames Fest organisiert hat, um so etwas in Zukunft vorzubeugen und eine gemeinsame Basis für die Jugend beider Religionen zu schaffen.

Nach unserem Besuch fuhren Fabi und Lynn zurück nach Semiliguda, ich wollte jedoch noch einen Abstecher nach Dhenkanal zu PIPAR machen, da ich alle gerne noch einmal wieder sehen wollte, bevor es für unbestimmte Zeit nach Deutschland ging. In dem Moment war ich davon nicht mehr so begeistert, da wir gerade so viel erlebt hatten und ich lieber noch ein paar Tage in Seva Bharati verbracht hätte, was definitiv lohnend geworden wäre. Hinzu kam, dass ich mitten in der Nacht in Dhenkanal ankommen würde und nicht ganz sicher war, ob ich abgeholt werden würde und ich nur ein paar schreckliche heiße Stunden im Sleeper-Wagen des Zuges schlafen konnte. Im Zug habe ich dann aber wieder augenblicklich wunderbar nette Herren kennengelernt, die mich auch sehr bestimmt an ihrem Abendessen teilhaben ließen – denn natürlich hatte ich mal wieder nichts dabei als ein paar Bananen – und so war ich dann bereits wieder frohen Erwartens als der Zug mit einer Stunde Verspätung um vier Uhr morgens am Ziel eintraf und ich sogar von zwei Parteien PIPARs, einem field-Mitarbeiter mit Motorrad und der Frau vom Direktor mit A/C-Auto abgeholt wurde. Ich hatte ein ganz schön schlechtes Gewissen, dass sie so lange warten mussten und sie zu zweit da waren, obwohl das wohl eher an organisationsinternen Kommunikationsproblemen lag.

Jedenfalls war ich endlich da und ich war sehr froh darüber sie wiederzusehen!

Wir haben gemeinsam wieder ein paar Dörfer besucht und nach zwei sehr netten Tagen bin ich mit der Mitarbeiterin Sabita zu ihrer Familie im Cuttack Distrikt gefahren. Sie ist seit zwei Monaten verheiratet und ihr Mann arbeitet in Goa, sodass Sabita meist zu ihrer eigenen Familie fährt, wenn sie einige Tage frei hat. Eigentlich wollten wir nur eine Nacht bleiben, es wurden dann aber natürlich doch zwei daraus, wovon ich am Anfang nicht gerade begeistert war. Die Familie war einfach in einem unglaublichen Maße an meinem Wohlergehen besorgt, dass mir immer schlechter zumute wurde. Diese indische Gasfreundschaft und meine Selbstaufgabe hat bei weitem alles übertroffen, was ich bisher erfahren hatte und gleichzeitig bekam ich einen wunderbaren Einblick in das Leben einer hinduistischen Familie der unteren Mittelschicht. Sabitas Vater betreibt einen kleinen Obstladen und so wurde ich voll Freunde mit verschiedensten Früchten vollgestopft, als ich mehrmals deutlich gemacht hatte, ich bin kein Fan der indischen Snacks. Am zweiten Tag sind wir glücklicherweise mit einem Freund Sabitas (tatsächlich männlich) auf einen heiligen Berg geklettert

und nach diesem kleinen, netten und anstrengendem Ausflug fühlte ich mich auch mit der Familie viel wohler – sie waren einfach unvorstellbar lieb!

Zum Abschluss meiner Reise bin ich mit einem der Mitarbeiter und der Frau vom Chef zum berühmten Sonnentempel nach Konark und dem Jagannath Tempel in Puri gefahren – den wichtigsten Orten für Hindus und folglich auch Touristen in Orissa überhaupt. Und nun muss ich mich nicht mehr schämen, ein Jahr in Orissa gewesen zu sein ohne diesen Sehenswürdigkeiten einen Besuch abzustatten, die für viele Grund genug sind für eine solche Reise. Es war auch das erste mal seit langem, dass ich wieder am Meer war, was mich sehr gefreut hat, obwohl es der starken Strömung wegen wirklich gefährlich wäre, richtig schwimmen zu gehen.

Überall in ganz Orissa sah man dem Land den Wassermangel an und viele Menschen sprachen über den schwachen Monsun dieses Jahr. Als ich das erste Mal nach Dhenkanal fuhr und wir den ca. zwei Kilometer breiten *hati*-river überquerten, war es bis auf ein paar kleine Bächlein ein einziges Sandbett und ich fragte, ob es in der Monsunzeit tatsächlich voll Wasser sein würde, was mein Sitznachbar bejahte. Gute eineinhalb Monate später war lediglich ein vielleicht acht Meter breites Strömungsbett entstanden – und das mitten im Monsun.



Als ich zurück in Semiliguda wieder nach Dokriguda zurückkehrte und gefragt wurde, wann ich denn aus Deutschland wiederkommen würde, sagte ich, vielleicht in vier oder fünf Jahren. Da waren alle traurig über den langen Zeitraum und meinten, bis dahin seien sie schon gestorben. Ich war entsetzt und tat das erst ein bisschen als Quatsch ab, allerdings zeigten sie auf ihren frisch ausgepflanzten Reis: Wenn sie nichts ernten können, haben sie nichts zu essen und sterben. Zu dem Zeitpunkt waren die jungen Reistriebe noch strahlend grün, allerdings war der Himmel darüber fast immer wolkenlos und die Sonne brannte auf unsere Köpfe. Der Schlamm, in den wir die Pflanzen gesetzt hatten, war längst hart und rissig geworden, wo die grünen Halme nun festtrockneten.

Sven und ich haben in Dokriguda noch ein Abschiedsfest organisiert, für das wir uns um Essen und Getränke für alle gekümmert haben. Nach anfänglichen Schwierigkeiten und, weil Sven es für unnötig empfand, schon morgens ins Dorf zu fahren, um alles mit vorzubereiten, gab es abends dann doch ein großes gemeinsames Essen zunächst für die Kinder, dann für die Frauen und Männer, sowie die Köche. Leider konnte auch keiner der WIDA-Mitarbeiter uns begleiten und so blieb alles an mir, es zu organisieren und den Leuten zu versichern, dass wir – insbesondere Sven – auch kommen würden. Das war nicht so leicht, zum einen natürlich wegen sprachlicher Hindernisse und zum anderen, weil ich es allen möglichst Recht machen wollte und auch unbedingt Sven mit dabei haben wollte, da immer oft nach ihm gefragt wurde – von seiner Seite jedoch nicht so viel Interesse da war – und so bin ich einige Male zwischen Semiliguda und Dokriguda hin und her gefahren und habe wirklich versucht, es nach meinem Vermögen bestmöglich zu planen. Am nächsten Morgen ist Sven schon um halb sechs gefahren ohne sich zu verabschieden und ich blieb zurück und kam wieder in traurige Erklärungsnot... Jedenfalls blieb ich noch eine weitere Nacht und bin auch zwei Tage vor unserer Abfahrt nach Delhi für zwei Tage ins Dorf gefahren. Der Abschied viel allen unglaublich schwer; die Kinder haben nicht verstanden, warum die Älteren so traurig sind und gingen etwas auf Abstand.



Auf der Fahrt nach Vizag haben wir drei, Christian, Berit und ich, noch Halt bei der einen Mitarbeiterin Hema gemacht und uns von ihr verabschiedet. Sie ist wirklich eine Klasse Mitarbeiterin und Lorenz und Berit konnten sich glücklich schätzen, dass sie so häufig mit nach Chicalmari gefahren ist.

Ja, und dann haben wir die letzten fünf Tage unseres Indien-Jahres in der Hauptstadt Delhi verbracht, wo Anna Hazare gerade seit acht Tagen am Hungern war, um die Lokpal Bil gegen Korruption durchzusetzen.

Wir haben einen wunderschönen Sikh-Tempel sowie den berühmten Dilli-Hat besucht, dem Gate of India ebenso wie dem Red Fort Respekt gezollt und natürlich auch einen Tag in Agra verbracht. Sobald man durch einen Torbogen blickt und plötzlich das Taj-Mahal vor Augen hat, wird man doch für einen Augenblick still; es ist wirklich sehr beeindruckend! Und natürlich hat man es schon auf Bildern und in Filmen gesehen, aber den wahren Anblick würde ich schon fast atemberaubend nennen. Ich war verblüfft über dieses unvorstellbare Gebäude, das ein Großmogul im Jahr 1632 als Beweis seiner Liebe zu seiner Hauptfrau bauen ließ.



Von Delhi waren wir auch ziemlich beeindruckt, denn die Hauptstadt Indiens hat nicht sehr viel mit dem Land selbst gemein. Das wahre Indien bleibt einem als normaler Tourist in Delhi wahrscheinlich verborgen und man findet bestimmt viele Ähnlichkeiten zu anderen arabischen oder afrikanischen Städten. Wir waren das erste Mal seit Pondicherry im Februar wieder in einem Supermarkt, in dem man unter anderem auch Käse und richtiges Brot mit Körnern kaufen konnte – geschweige denn vom Süßigkeiten Angebot oder der Wursttheke. Ich fühlte mich angesichts dieser Fülle und inmitten großer, wohlhabender Inder ziemlich überrannt und verloren und fragte mich: Ist ein solches Maß an Konsum nötig? Ich jedenfalls hatte es auch sehr gut ohne ausgehalten.

Anschließend sind wir durch diese MegaMalls mit den westlichen Geschäften und Angeboten gegangen und ich fühlte mich ganz schön blöd, in meinen einfachen Flip Flops, die auf den tribal-Märkten für umgerechnet einen Euro verkauft werden und modernere Inder bestenfalls als Klotatschen benutzen, über die spiegelglatten Böden zu laufen. Und auch mein indisches Oberteil, für das ich in Semiliguda und Dhenkanal so viele Komplimente bekommen hatte, war hier längst nicht mehr modern – von meinen vielen klimpernden, aber schlichten Glasarmreifen ganz zu schweigen. Ich mochte die Malls nicht und wollte lieber wieder in die schwüle Hitze, als meine letzten Tage in Indien beschallt von westlicher Musik in teuren Geschäften zu verbringen, die auf mindestens 20°C unterhalb der Außentemperatur herunter gekühlt waren.

Es fiel mir immer noch schwer zu glauben, dass es wirklich zurück nach Deutschland ging und nicht wieder nach Semiliguda und erst, als wir auf dem Rückflug in Finnland abhoben und über die Ostsee flogen, konnte ich es langsam realisieren und ich wunderte mich, wie ich das Meer vermisst habe und freute mich darauf.

Als wir im Hamburger Flughafen auf unser Gepäck warteten, hatte ich Angst hinauszugehen: Das war unser einjähriger Aufenthalt in Indien.

Ein Resümee über mein Jahr zu ziehen fällt mir auch jetzt, sechs Wochen nach meiner Rückkehr immer noch unheimlich schwer. Es war ein Jahr, das mich in so vieler Hinsicht unglaublich bereichert hat und, wenn ich beginne etwas Konkretes zu erzählen, um der stets präsenten Frage „Wie war es?“ auszuweichen, fallen mir sofort tausend weitere Dinge an, die ich unbedingt erzählen möchte, am besten ohne die Zuhörer zu langweilen, zu überfordern oder die kurze Zeitspanne einzuhalten, die mir oft aus Höflichkeit gegeben wurde, um zu erzählen. Denn Zeit ist ein wichtiges Gut hier in den sogenannten entwickelten Ländern.

Ich verzweifele immer noch regelmäßig an derartigen Schwierigkeiten.

Ich habe so vieles gelernt und mitgenommen und ich denke, dass auch ich viel gegeben habe und Leute von mir lernen konnten, allein durch Unterschiede im Auftreten.

Daher bereue ich es auf keinen Fall, mich für das weltwärts-Programm entschieden zu haben – auch, wenn es damit letztlich nicht geklappt hat, ich aber trotzdem mit einer Erweiterung des Programms „Der andere Blick“ ausreisen konnte ☺ Ich bin der Ansicht, selbst bei derart immensen Kosten von über 7000 Euro pro Freiwilligen, ist es sinnvoll solche Erfahrungen auch in Zukunft zu ermöglichen und dafür Gelder meist guten Gewissens zu verwenden. Bei Summen in diesen Höhen ist das allerdings sehr kontrovers, zumal man von vielen Seiten scharfe Kritik am Sinn und Zweck des weltwärts-Programms hört – meist aufgrund von Unwissen und Fehlinterpretation.

Das Programm ist im Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung angesiedelt; dabei war es von vornherein klar, dass es sich eher um ein Lernprogramm als um ein wirkliches Hilfsprogramm handelt, was man ja so gern der Entwicklungshilfe zuschreibt. Die Zielgruppe von weltwärts sind eindeutig sämtliche junge Erwachsene mit deutscher Staatsbürgerschaft, die sich für andere Kulturen und Lebensverhältnisse interessieren; nicht nur frischgebackene Abiturienten; aber ebenso wenig wird eine bestimmte Fertigkeit verlangt, die zum Beispiel durch eine abgeschlossene Berufsausbildung erlangt werden konnte – um „richtige“ Entwicklungshilfe leisten zu können. Es ist von Vorteil, praktische Fertigkeiten zu haben, die die Freiwilligen dann spielerisch und sozusagen nebenbei an die Leute weitervermitteln können, die sie dann selbst anwenden können entweder privat oder beruflich. Dieses Thema kann man noch lange behandeln, aber ist jetzt vielleicht nicht nötig...

Jedenfalls habe ich unglaublich viel über Sinn und Zweck von Entwicklungshilfe gelernt und darüber bin ich sehr froh. Und vor allem habe ich gesehen, wie glücklich die Adivasi sind und was für wunderbare Menschen. Sie haben kein Strom, fließend Wasser oder die Hilfe großer Landmaschinen – natürlich beneiden sie uns und alle anderen Menschen darum und das kann ihnen niemand verübeln; dennoch bin ich glücklich, dass ich noch auf die andere Art mit ihnen leben konnte und habe jetzt Angst, was die moderne Zukunft für sie mit sich bringt und wie sich ihr Leben verändert...

Ich denke auch, dass WIDA sehr gute Arbeit leistet, indem sie die Adivasi in ihrem Kampf um ihren Lebensraum gegen die großen Unternehmen unterstützen. Allerdings sollte man vielleicht den Schwerpunkt etwas mehr verlagern und zum Beispiel in den Bridge-Course-Camps weitere Fächer anbieten, in denen etwas über die traditionelle Kultur der Stämme und auch wirklich(!) nachhaltige Landwirtschaft gelehrt wird. Das würde aber den finanziellen Rahmen und Möglichkeiten sprengen. Dafür würde ich mich guten Gewissens einsetzen und vielleicht ist so eine Idee doch irgendwie realisierbar. Außerdem hoffe ich auf eine Fortsetzung von Programmen wie „weltwärts“ oder „Der andere Blick“ und setze mich gerne dafür ein breiteres Interesse zu gewinnen für diese Idee interkulturellen Lernens. Viele meiner Bekannten erwarten immer einen greifbaren Zweck solcher Programme und es ist nicht immer einfach, auch von der Wichtigkeit der „weichen“ Faktoren zu überzeugen, da sie vielleicht nicht sofort ersichtlich sind. Diese ganzen Themen sind sehr kontrovers und selbst nach so einem Jahr mit so viel Neu-Erlerntem fällt es mir schwer, völlig ohne Zweifel und vollkommen von einer bestimmten Richtung überzeugt, darüber zu schreiben oder gar zu sprechen. Aber mein Lernprozess ist ja glücklicherweise noch nicht zu Ende.

Für mich war dieses Jahr mit all den positiven und negativen Erlebnissen eine unglaubliche Erfahrung, die ich niemals missen möchte!

Die Vorbereitung durch das NMZ war meiner Meinung sehr gut. Wir waren eigentlich auf alles vorbereitet worden; auch auf das andere Verständnis von Arbeit oder Zeit und Langeweile oder dem Mythos der Entwicklungshilfe leisten. Genauso waren uns auch von vornherein die guten und

schlechten Seiten einer siebener Gruppe klar. Was dann jeder einzelne für sich aus den Vorbereitungen macht, welche Schlüsse man für sich zieht, ob es inwieweit sinnvoll und gut ist, sich tatsächlich für einen solchen Freiwilligendienst zu entscheiden oder bereits entschieden zu haben, ist wohl kaum zu verallgemeinern.

Ich möchte noch sagen, dass ich es auf jeden Fall noch viel mehr gelernt habe, mich wirklich voll und ganz einfach auf die Dinge einzulassen wie sie eben kommen. Als ich zum Beispiel die ersten Tage bei der anderen NGO PIPAR war, hatte ich teilweise einen komischen Eindruck von den Mitarbeitern – den Männern, Hindus, Brahmanen. Ich habe in der Zeit ausnahmsweise regelmäßig viel Kontakt nach Hause gehabt und meine Mutter schlug mir vor, ich könnte doch darüber einen Text schreiben, was ich jedoch nicht wollte, da ich mir meiner Ansicht nach noch kein richtiges und umfassendes Bild gemacht hatte und niemanden aufgrund von Unverständnis verurteilen wollte. Im Nachhinein hat sich alles geklärt und ich bin froh, dass ich abgewartet und weiter beobachtet und gelernt habe!

